

Der Jugoslawienkrieg näherte sich, als wir – damals Herausgeberinnen einer kleinen Kunstzeitschrift in Wien – gebeten wurden, Texte zu publizieren, in denen Waffenlieferungen gefordert wurden. Es waren Briefe und Texte, die uns zunächst aus Slowenien erreichten, dann bald darauf auch aus Kroatien. Die grundlegende Argumentation, entlang derer sie geschrieben waren, war die einer Neubewertung des Begriffs Nationalismus. Das Ziel war, einen darin argumentierten „guten“ Nationalismus in Betracht zu ziehen, und damit in Erwägung zu ziehen, dass man sagen konnte: „I just love Croatia.“

Die Analogie, die damals in diesen Texten aufgemacht wurde, so wie ich nun in diesem Text eine zum Jugoslawienkrieg aufmache, war die zum spanischen Bürgerkrieg, oder um ihn präziser zu benennen, dem Überfall der frankistischen Truppen auf die spanische Republik. Spanien war, so erklärte es einer dieser Texte und ich habe nie nachgesehen, ob es stimmte, Spanien war von Seiten des Völkerbunds unter ein Waffenembargo gestellt worden.

Slowenien erhielt nicht die notwendigen Waffen gegen die einrückenden serbischen Panzer. „Wir werden gefesselt zur Schlachtbank geführt“.

Die von uns geforderte Positionierung war nichts, was uns leicht fiel, denn Publizieren ist mehr als eine Meinung zu haben. In einer gewissen Weise hätte es den Kriegseintritt bedeutet, das heißt, das Eintreten in eine Kriegslogik, abseits von einem bloßen Parteiergreifen. Insgesamt war die befreundete mediale Öffentlichkeit in Wien sehr zögerlich, sich zu dem Krieg zu äußern. Der Bruch, den der Jugoslawienkrieg in einer Generation auslöste, in der jeglicher Krieg als historische Verirrung in eine zerstörerische reine Wirtschaftslogik gelesen wurde, war eventuell größer als heute. Krieg war die Blödheit, die von industriell militärischen Männerbänden durchgesetzt wurde, wenn der Wertverlust des Gelds drohte. Dem stand die jugoslawische intellektuelle Diaspora gegenüber, die genauso wie die anderen hunderttausende ihrer Landsleute geflohen waren, viele nach Wien oder Budapest, und dort über die Kriegsziele publizieren wollten. Das Geschehen hatte etwas böseartig Konfuses und wir wussten noch nicht, dass dies immer so ist, so sein muss, weil diese Verunsicherung, der Druck sich in ein Freund-Feind System zu begeben, sowie jener spezifische Stress, der durch die durch den Krieg ausgesprochenen Todesdrohung über allem liegt, die Grundlage des kriegerischen Denkens bildet. In Deutschland gab es offensichtlich noch weniger Wunsch sich zu positionieren. Auf unsere Anfrage nach „wie vorgehen?“ an befreundete Blätter kam ein höfliches Achselzucken. Das änderte sich erst fünf Jahre später angesichts des Nato Bombardements von Belgrad und anderer serbischer Städte und damit des Kriegseintritts Deutschlands.

Aber eine Verantwortung gegenüber der Freiheit des eigenen Denkens hielt uns vor der Aporie zurück und vom einfachen Weitermachen ab. Und da es möglich war, da Züge fuhren, wurde uns über die Monate klar, dass wir hinfahren mussten, bevor wir uns zu diesem Krieg hätten äußern können. Wir fuhren in das von Bomben zerstörte Zagreb, zur Zeit der kroatischen Mobilmachung, nach dem Massaker von Vukovar. Der Krieg hatte

seine grausigsten Phasen noch vor sich, Srebrenica, Bosnien. Das konnten wir nicht wissen. Zagreb war zwar in Ruinen und voller Flüchtlinge aus dem belagerten Sarajevo, mit einer Währung deren Geldscheine fabelhafte Millionenwerte anzeigte mit Wolken von kleinen Noten die der Wind durch die Straßen wehte. Aber Bars und Cafés waren voll und es wirkte durch die Stationierung der UN-Truppen relativ stabil. Wir hatten eine Reihe an Terminen, mit Kunstinstitutionen, Zeitschriften, Hilfsorganisationen, KünstlerInnen. In den Zügen saßen die Soldaten der UNPROFOR Truppen, die die Wochenenden für einen Urlaub in den Clubs in Wien verbrachten.

Krieg durchzieht einen; greift sich den nächstbesten und versucht ihn oder sie zum Kriegsteilnehmer zu machen. Ich erinnere mich, dass nach einem der vielen Gespräche in Zagreb, bei denen wir uns vorgenommen hatten, nur zuzuhören und eine Meinung weder zu äußern noch zu haben, die Aggression zwischen uns so hoch war, dass sich R. mitten im Satz auf der Straße umdrehte und L. ins Gesicht schlug (und wir waren ja nur drei). Aber, und möglicherweise in diesem Moment hatten wir auch erkannt, dass nichts davon wir selbst waren, dass wir im Begriff standen uns in eigenartige hybride Aliens umzuformen als eine Art Robocops- oder eher noch Robo-Militia, Mischwesen aus Kriegslogiken und zivilen Fassaden in denen, niedergemetzelt vom Pathos des Falschen, nur noch in einem kleinen Teil des Gehirns das frühere Ich verborgen lag.

Als die US Streitkräfte in den Irak einmarschierten, arbeitete ich für die UNO, zu diesem Zeitpunkt im UN-Hauptquartier in Nairobi. Sie, in diesem Fall ein anderes wir, die Vereinten Nationen, eröffnete – und ich bin mir sicher, es war am selben Tag – eine Ausstellung der Projekte, die sich aus dem Food for Oil Programm entwickelt hatten. Was war am Verwirrendsten? Der Delegierte des Iraks in seinem hellgrauen Anzug, dessen Land sich eben auflöste? Dass es der spanische Botschafter war, der die Ausstellung eröffnete, während die Flugzeuge eben irakische Städte, die nicht Guernica hiessen, planierten? Wir, die ja da waren, weil diese Projekte von unseren Zusammenarbeitsbudgets gezahlt worden waren und nun wussten, dass alles, was da in druckfrischen Broschüren vor uns lag, eben in Schutt gelegt wurde? Was davon könnte jemals ein konzises Bild ergeben.

Dieser Wahnsinn ist hundertmal beschrieben worden, aber dann eben auch: all dies Geschriebene wird nicht wirkungsmächtig, denn Teil der Irrationalität ist auch die Behauptung unser heutiger Zustand wäre eine Ausnahme, und benötige als Ausnahmezustand ein neues Denken. Darin liegt zum Beispiel das völlige Vergessen dieser Kriege von denen ich schreibe. In Wirklichkeit hat sich nichts verschoben, und die alten Antworten der vielen Menschen, die aus der Analyse des Erlebten geschrieben haben, sind so richtig, wie die Frage an sich falsch.